

zeigen, dass wir, soweit wir können, bereit sind, Lasten und Verantwortungen mit ihm zu tragen. Heute ist's nicht mehr wie früher, da man so zeitig heiratete, dass die Väter noch in voller Kraft waren, als die Buben zu Männern wurden. Unsere Väter sind heute älter, müder, sorgenvoller. Drum ist's doppelt not, dass wir Junge einspringen und ihnen Freunde und Mitberater werden.

Hans: Eigentlich sollten wir doch

Vom Standpunkt der Redaktion.

(Braucht nicht absolut gelesen zu werden . .)

An die Leser!

Euch allen, die ihr nun und in der nächsten Zeit die Jungschar lesen werdet, und nicht nur lesen, sondern wohl auch kritisieren, möchte ich ein Kurzes zum Bedenken geben.

Es ist notwendig, dass manche von uns noch lernen, eine Zeitschrift zu lesen. Vor allem müssen wir uns immer vor Augen halten: Die Jungschar hat nicht nur mir allein zu dienen, der ich Bankbeamter bin, sondern mit mir soll auch noch ein Schüler, ein Handwerker und ein junger Landwirt seine Freude dran haben. Aus diesem Grunde darf niemand denken, dass jedesmal und alle Artikel zusammen ihm auf den Leib geschnitten sein müssen. Die Pflicht der Liebe gebietet uns, auch den „andern“ das Ihre zu gönnen. Dies das Eine.

Aber es gibt auch eine andere Art von Kritikern, denen ist alles gleich zu „hoch“. Ich meine da, unsere Jungschar sollte doch über dem Durchschnittsniveau eines x-beliebigen Blättchens stehen, und wenn einmal irgend

mehr über dies Verhältnis zum Vater sprechen. Wir könnten uns da mancherlei helfen. Denn es ist wirklich nicht recht, dass wir an allen möglichen Orten, in allen denkbaren Jugendbünden Mitarbeiter sind, und unsere Väter so allein lassen.

..... Diese Aussprache war gut. Ich danke dir und nehme mein Vorhin gesagtes: „und so wird's bleiben müssen“ zurück. Es soll anders werden. Amicus amicum.

ein Aufsatz wirklich etwas Denkarbeit erfordert, so ist dies doch noch lange nicht ein Schade. Lies ihn einfach zum zweitenmal und dann wird dir der Sinn sicher doch noch klar werden. Es kann doch unmöglich so sein, dass einem alles mühelos wie Honig eingeht. Und wo es einmal an die tiefsten Probleme des Lebens geht, an die Kernfragen unserer ganzen Existenz, da gibt es eben für alte wie für junge Menschen harte Nüsse zu knacken — auch für uns „Jungschärler“.

Also nicht wahr, gönnt den andern, was für die andern geschrieben ist und lasst das Schwererverständliche nicht einfach liegen.

An die Artikelschreiber!

Wer seinen Beitrag nicht schon in dieser Nummer findet, entschuldige. Die Mappe war „borzt“ voll und das Blatt hat nur 16 Seiten. Aber, bitte sehr!, nur fortfahren — die Mappe lehrt sich ja schnell.

An beide!

Weil so viel Stoff vorlag, mussten wir auf Illustrierung verzichten. Im März solls besser werden.

Die Bücherbesprechungen mussten aus demselben Grunde zurückgelegt werden.

Mitarbeiter der Jungschar:

Hermann Amsler, Pfarrer, Bern; Fritz Bernet, Pfadfinder - Ober - Feldmeister, Zürich; Karl Egli, Sekretär, Zürich; Ernst Hasler, Pfarrer, Opfertshofen; Ernst Hauri, Pfarrer, Turbental; Willy Schultze, stud. jur., Riehen bei Basel; Ernst Stachelin, Lic. theol., Priv. Doz. Basel; Richard Stachelin, V.D. M. Jugendsekretär, Zürich; Jakob Stutz, Jugendsekretär, Basel; Eduard Voellmy, Prediger der Bischöflichen Methodisten-Kirche, Basel; Edwin Wehrli, Pfadfinderssekretär, Zürich.

Herausgegeben vom Jugendkomitee C. V. J. M. der deutschen Schweiz.
Verantwortlich: Dr. W. Gottsched, Basel.

DIE JUNGSCHE

Organ der evangel. Jugend der deutschen Schweiz

Redaktion: Walter Gottsched, Dr. phil., Sekretär, Basel, Nadelberg 6

Verlag: Kober, C. F. Spittlers Nachfolger, Basel, Schlüsselberg 3

Erscheint monatlich

Der Abonnementspreis auf die Jungschar beträgt für: Einzelabonnements Fr. 3.80; bei Bezug von 10 Exemplaren an eine Adresse Partiepreis Fr. 3.—; Einzelne Nummern 40 Cts.
Einsendungen für den Textteil sind ausschliesslich an die Redaktion, Basel, Nadelberg 6 zu richten.
Abonnementsbestellungen, Inserate, Adressänderungen, ausschliesslich an den Verlag Kober, Schlüsselberg 3, Basel.

1. Jahrgang

Nr. 3

15. März 1920

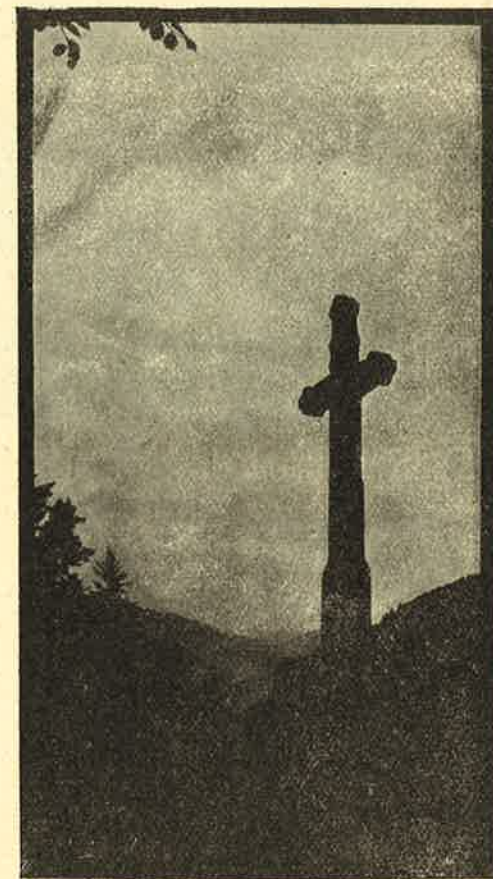
Das Kreuz.

Schon naht auf sturmdurchwühltem Meer
mein Leben
Dem grossen Hafen sich in schwankem Kahn,
Um Rechenschaft am Ende seiner Bahn
Vom guten und vom schlechten Tun zu
geben.

Die Phantasie, die schmeichelnd wollt' er-
heben
Die Kunst als Abgott auf den Herrscherthron,
Wie weit sie fehlging, nun erkenn' ich's
schon,
Und wie zum Leide wird des Menschen
Streben.

Verliebt's Sinnen, heiter einst, doch leer,
Was wird aus ihm, da zwiefach naht der
Tod?
Gewiss ist einer mir, der andre dräut.

Jetzt stillt nicht Malen und nicht Meisseln
mehr
Die Seele, Liebe sucht sie nur bei Gott,
Der uns vom Kreuz die offenen Arme deut.



(Phot. W. G.)

Ich lebe. — Osterbetrachtung.

Was ist der Tod? — „Das Geheimnis aller Geheimnisse“ las ich kürzlich. Das ist wahr, aber es ist keine Antwort.

Niemand kann eine Antwort geben. Ich habe solche „Antworten“ gesammelt, die keine sind. Hier ein paar:

Plato definiert den Tod als die Trennung der Seele vom Leib; Sterben heisst, dass die Seele das Gefängnis des Leibes verlässt. Ein Denker des frühen Mittelalters sieht, fast modern, im Tode die Rückkehr des Körpers in die Elemente, ohne dass — das ist dann antik — dabei die Beziehung zum Ganzen und zur Seele aufhört. Der englische Philosoph Spencer erblickt im Sterben jenes Stillestehen im Organismus, wodurch er ausser Zusammenhang mit einem zum Leben notwendigen Teil der Umgebung gerät, und im Tode das Endergebnis dieses Mangels an Verbindung mit der Aussenwelt. Der grosse deutsche Kliniker Nothnagel stellt als Mediziner fest: „Sterben ist diejenige Phase in dem Dasein des Organismus, in welcher die Lebensäusserungen der Körpersubstanz entweder schrittweise immer mehr abnehmen, bis sie ganz aufhören, oder auch plötzlich so stark gehemmt werden, dass sie völlig erlöschen.“

Also, was ist der Tod? Nicht wahr, wenn man es nicht schon wüsste, aus allen diesen Definitionen erführe man es nicht? Es kann einem niemand sagen, was der Tod ist, weil niemand weiss, was das Leben ist. Das Leben schon auf seinen untersten Stufen, das Leben schon als blosses Existieren und Vegetieren, ist ein ursprüngliches Geheimnis. Man kann nur sagen: „Das ist Leben“ und „da ist Leben“, aber niemals, was es ist. Und wo das erscheint, was wir aufhellendes, aufklärendes Licht nennen, das menschliche Bewusstsein, die Vernunft, der Geist, da wird das Geheimnis erst unermesslich gross. Was ist Leben?

„Ich lebe“ ruft einer in die Menschenwelt hinein. Es ist, als ob er damit sagen wollte: „Ihr steht beieinander und sprecht von Leben und sucht das Leben und wisst noch gar nicht, was überhaupt Leben ist. Blickt mich an! Ich lebe. Kommt zu mir, erlebt mich, dann habt ihr einen Begriff vom Leben.“

Man spricht von Scheintoten. Man sollte lieber von Scheinlebendigen sprechen. Selten wohl einmal geschieht's,

dass einer scheintot ist. Scheinlebendig aber sind unglaublich viele. Hätten die Menschen in der Stunde vor ihrem Sterben noch die innere Ruhe und die volle Klarheit, das abgelaufene Leben zu prüfen, wie zahlreich wären die, deren Prüfung zu der Feststellung führte: „Ich habe ja noch gar nicht gelebt!“ Jenen jungen synpathischen Schriftgelehrten, von dem Markus berichtet „da Jesus ihn ansah, gewann er ihn lieb“ weist der Herr wegen seiner Anrede „Guter Rabbi“ zurecht, indem er ihm sagt: „Du teilst da so gewandt ‚Guter Rabbi‘ aus; weisst du auch, was ‚gut sein‘ heisst? Weisst du, dass im Grunde Gott allein gut ist und an Gott sich messen muss, wer sein Gutsein prüfen will?“ Diese Zurechtweisung ist in Bezug auf das Leben uns allen nötig. Wir hantieren mit den Feststellungen „Er ist tot“ und „Er lebt“, als wüssten wir das aufs Sicherste. Jesus stört unsere Sicherheit. Er sagt uns: „Was nennt ihr denn tot und was nennt ihr lebendig? Ich lebe und ich lebe. Nun geht hin und lebt auch!“

In der Tat, wo Jesus verstanden wird und an Menschen zur Wirkung kommt, da ist's ihnen immer, als hätten sie nun erst das Leben entdeckt. So bekennt Petrus: „Du hast Worte des Lebens“. So frohlockt Paulus: „Christus ist mein Leben.“ So schreibt vor allem Johannes — wie tiefes Erstaunen liegt's in seinen Worten —: „Das Leben ist erschienen“. Gewiss, die Welt war nicht nur eine Beute und ein Schauplatz des Todes; es lagen Lebenskeime überall. Aber das Leben war überall gehalten, gebrochen, wie im Banne. In Jesus ging es nun gross und hell und in ganzer Fülle auf als die Sonne des Lebens. „Ich lebe!“

Und nun bewies sich dieses Leben auch als stark und unüberwindlich. Es überwand. Zwei Grossmächte, zwei Grösstmächte, gefährden das Leben in dieser Welt: die Sünde und der Tod. Vielleicht sind die beiden im Grunde ein und dasselbe. Jedenfalls ist in der Sünde immer Todeswesen und heisst sündigen immer: das Leben verderben

und unterdrücken. Wer in der Sünde lebt, der ist im Sterben und der dient dem Tod. Wenn die Welt den Zusammenhang von Sünde und Tod bisher nicht kannte oder ihn leugnete, jetzt ist sie so schlagend überführt, dass sie wahrlich geschlagen ist: In diesem Kriege und seinen Folgen hat die Sünde

nis einer namenlos traurigen Enttäuschung. Der Tag von Golgatha hat ihre Hoffnung zu nichte gemacht. Und dabei wäre es geblieben ohne Ostern. Nun aber kam der Ostermorgen. „Er lebt; er ist auferstanden“ ging es erst kaum glaublich von Mund zu Mund im Jüngerkreise. Dann aber



Vorirühling im Torimoor. (Phot. Th. G.)

den Tod in die Welt und über die Welt gebracht in einem Mass und Umfang, dass wir mit Grauen vor der Verwüstung stehen.

Jesus aber triumphierte. Der Sünde gegenüber kann er siegreich sagen: „Ich lebe“. Sein Leben stiess jedes böse Gift von sich ab. Aus den ewigen Quellen strömt es rein und reich in göttlicher Gesundheit immer neu hervor. Und wo Menschen in seine Flut tauchten, da spülte es auch aus ihrem Leben den Bann der Sünde weg und weckte neues Gottesleben.

Nun lag alles für die Welt daran, ob auch dieses Leben dem Tod erlag oder der Tod diesem Leben. „Wir hofften, er würde Israel erlösen“ erzählten die beiden Emmauswanderer dem unbekannten Begleiter. Ihr Wort ist das Bekennt-

wusste da einer und dort einer, wussten zweie, zwölf, fünfhundert es zu bezeugen: „Er lebt; er ist uns erschienen.“ Und nun erheben sie die gesenkten Häupter und ziehen in die vom Tode angesteckte, sieche Welt hinaus und rufen in sie hinein: „Er lebt, und er macht lebendig! Er lebt, und er schenkt Leben!“

Ist das glaublich? Schon das Leben auf der untersten Stufe entzieht sich allen Instrumenten, die es ergreifen, und allen Begriffen, die es definieren wollen. Und das bewusste, geistige Leben der Menschen flutet vollends über alle irdenen Gefässe hinaus, die wir hinstellen, um es zu schöpfen. Wer will nun gar das Leben fassen und erklären, das schon, da es Fleisch war und unter uns wohnte, den Menschen vertraut und

doch fremd, verwandt und doch so ganz anders, hier unten und doch von oben, als der Menschensohn und doch der Eingeborene vom Vater erschien, und das nun, den Fesseln des Todes zu stark, dem Gefängnis des Grabes entronnen, zu einer Weise des Lebens sich erhoben hat, die aller unserer Begriffe und Vorstellungen spottet? Beim Vater, „im Lichte, da niemand zukommen kann“, und doch „bei euch alle Tage bis an der Welt Ende“, ja in uns als neu schaffendes Lebensprinzip. „Ich lebe, und ihr sollt auch leben!“

Verstehen kann man das nicht, aber, Gott sei Dank, erleben kann man es. Dieses Leben, das sich mächtiger erwies als Sünde und Tod, das über Raum und Zeit erhaben ist, ist doch erlebbar hinieden im Raum und in der Zeit, von uns der Sünde und dem Tode unterworfenen Menschen. Träger dieses Lebens ist sein Wort und das Wort seiner Zeugen. Wie der Draht den elektrischen Funken, so leitet das Wort den Geist; der Geist aber ist das Leben. Und Lebensträger, Lebensvermittler sind die von ihm Er-

griffenen und Erlösten. In ihnen und durch sie lebt Er. Und das ist das grösste Erlebnis in dieser Welt: Lebendige Menschen.

Das ist auch das dringendste Bedürfnis der Welt: Lebendige Menschen. Die Welt ist totkrank, die Menschheit ist totwund. Tausend Aerzte stehen um sie, „behandeln“ sie, geben Rezepte und Programme, bringen Salben und Mixturen, stellen Kuren an, ach was für verzweifelte! Von ihnen allen gilt, dass Kranke Kranke heilen wollen, dass Tote Tote und Totes begraben. Wo aber sind die Lebendigen, die selber das Leben haben und darum erwecken können, was tot ist?

Die Wissenschaft stellt den Satz auf: „Omne vivum ex vivo“; „alles Leben stammt vom Leben“. Das Evangelium von Jesus Christus sagt dasselbe:

„Vos videtis me, quia ego vivo et vos vivetis“;

„Ihr sollt mich sehen, denn Ich lebe, und ihr sollt auch leben!“

G. Benz.

Gewalt oder Opfer.

(Nach einem in Basel und Zürich gehaltenen Vortrage).

Meine lieben jungen Mitbürger!

Von der Gewalt.

Nachdem der Weltkrieg Europa in ein fast unentwirrbares Chaos verwandelt hat und der Gewaltfriede alles dem allgemeinen Ruin entgegenzuführen droht, erkennt man, dass alles, was man wünschte, auf dem Wege friedlicher Verhandlung zu haben war. Wilde Geldgier wollte noch mehr und konnte nicht warten. — Ein furchtbares Erkennen angesichts der grauenvollen Verwüstung! — Es kam das Gegenteil heraus dessen, was die Gewalt bezweckte.

So war es ja meist in der Welt: Aus der Unterdrückung durch die Vögte entstand in der Urschweiz unsere Freiheit; Irlands Knebelung durch Cromwell ruiniert heute noch die von der Natur begnadete grüne Insel. Was man den Polen, den Dänen, den Elsass-Loth-

ringern tat, rächt sich jetzt. Die Kirche lässt das Angstmittel des Höllenglaubens als wirkungslos in den Hintergrund treten. Nach der Bartholomäusnacht verbreiteten die Hugenotten ihren Glauben und ihre Kultur über ganz Europa. Die deutschen Sozialistengesetze hatten eine ungeheure Zunahme der Sozialdemokratie zur Folge. — An den grossen Ideen der französischen Revolution klebt heute noch das Blut der Schreckenszeit. Bonapartes Träume vom idealen Weltreiche ertranken im Blute. Deutschlands Verletzung der Neutralität Belgiens ward sein Verhängnis. Der Terror der Bolschewisten ist nun gezwungen, gegen die eigenen Angehörigen sich zu richten, der rücksichtslosesten Autokratie gelingt es nicht, neues Leben zu erwecken, weil sie die Initiative getötet hat. —

Die an sich gutmütigste und harm-

loseste Bürokratie bremst mit ihren bestgemeinten Paragraphen den ganzen Staats- und Wirtschaftsapparat.

In verängstigten und durch sie degenerierten, willenlos gemachten Massen ruft die Gewalt der Kriecherei, dem Byzantismus, (dem Deutschland zum Opfer fiel) der Falschheit, dem Betrug, der Passivität. —

Im Starken aber kräftigt die Gewalt den Widerstand! Das lehrte uns schon die Erfahrung in der Pferdedressur. Der erste Luftangriff auf London hatte zur Folge, dass am gleichen Tage 100,000 Freiwillige zur Armee sich meldeten. — Die Gewalt rechnet mit der Phantasie; — sie zählt auf die Feigheit und Schwäche und will Furcht erzeugen. — Furcht entspringt angstvollen Vorstellungen, welche Gefahr und Widerstand viel ärger erscheinen lassen als sie in Wirklichkeit sind.

Vor Gewalt schützt am besten Mut und Tapferkeit. — Sie sind nicht immer eine natürliche Gabe, sondern können auch Produkte starker, planvoller Selbstzucht sein. — Mut und Tapferkeit finden herrliche Stütze im guten Gewissen, im Bewusstsein des Rechtes, der Wahrheit und der Klarheit.

Der Gewalt widerstehen, sie nicht fürchten, heisst männlich sein. —

Das schönste und grösste Beispiel furchtloser Männlichkeit ist das nie erreichte Heldentum Christi.

Er sei Euer Bild, dem Ihr nachstrebt überall und in Allem! —

Was Heldentum vermag, wie es siegt über scheinbar Unüberwindliches, lehrt uns schon die Geschichte von David und Goliath, lehren uns die herrlichen Männergestalten der Apostel und Märtyrer, die Reformatoren, ein Huss, ein Hutten, der gewaltige Luther, der tapfere Zwingli. — Wir blicken stolz auf die Taten der alten Schweizer und erinuern uns, wie das kühne, furchtlose

Volk der Boeren sich die Achtung der Welt und die Freiheit erwarb, die es heute geniesst.

Vom Opfer.

Das Leben ist Kampf! Ihr wollt, dass es ein Kampf sei um das Gute und Rechte, gegen das Falsche, Niedrige und Gemeine. —

Solcher Kampf und solches Wollen verlangt Opfer von jedem von uns.

Wir müssen vor allem opfern unsern Egoismus dem Wohl der Gemeinschaft.

Unsere Arbeit, unser Streben soll in letzter Linie nicht uns selbst, es soll der Gemeinschaft dienen, in der wir stehen.

Daran müssen wir denken in jedem Tun und zu jeder Stunde.

Solches Tun und solches Christentum heisst nicht süsslich dulden, sondern es heisst fröhlich und hoffnungsfroh angreifen in freudiger Hingabe. —

Dazu müsst ihr Euch aufschwingen zu stolzem Idealismus und Euch bekennen zu starkem, wollen-dem Optimismus.

Nie schafft Ihr es mit dumpfem, grollendem Pessimismus und nörgelnder Schwarzseherei. —

Seht unsere Schweizerrepublik, unsere Demokratie! Sie kann nimmermehr bestehen, wenn wir nicht zu

glauben vermögen an das Gute im Menschen, wenn wir an den Menschen verzweifeln.

Sie ist aufgebaut und gründet sich auf das Vertrauen zu den Menschen. —

Was die monarchistische Staatsform in letzter Linie durch den Zwang erreichen will, das glaubt die Demokratie durch die bessere Einsicht ihrer Bürger zu erreichen.

Wohl ist ja alles Stückwerk und alles ist nur bedingt auf dieser Erde. — Aber nach Vorwärts, nach Aufwärts, nach Vervollkommen, nach Besserem soll alles gerichtet sein; dahin soll alle Hoffnung gehen, das ist ja auch der tiefste Sinn unseres Christenglaubens. —



Oberstkorpskommandant Wildbolz.
(Abdruck mit frdl. Erlaubnis des Pestalozziverlags Bern.)

Wir wissen ja alle, wie ungeheuer weit unsere Republik noch von ihrem Ideale entfernt ist, wie menschliches Ungenügen und menschliche Schlechtigkeit überall hervortreten und Schaden anrichten; aber durch das Streben nach Höherem und Besserem wachsen wir und soll unsere Gemeinschaft wachsen, sich läutern und veredeln.

Solche Gemeinschaftsgedanken sind auch verkörpert in den Begriffen wahrer Kameradschaft und wahrer Disziplin.

Kameradschaft und Disziplin wollen nichts anderes, als die Kraft und Leistungsfähigkeit der Gemeinschaft heben, indem sie den Schwachen stützen und fördern, den Schlechten im Zaum halten, alle Kräfte aufs Höchste steigern und die Gesamtleistung in höchster Potenz auf das eine Ziel richten. — Ihr Zweck ist, den Willen zur Pflicht zu fördern. Die beiden Begriffe sind einander nahe verwandt, sie sind eine Wohltat für jeden Einzelnen, — ohne Ordnung und Pflichttreue des Einzelnen ist das Leben der Gemeinschaft eine Qual, denn es bedeutet ewigen Zank, während treue Zusammenarbeit Wunder verrichtet.

In solchem Sinne fordert das Leben und Wirken in jeder Gemeinschaft vom Einzelnen fortwährend Opfer, die er in klarer Erkenntnis der Notwendigkeit bringen muss.

Wenn wir mit- und nebeneinander zufrieden leben und nützlich wirken wollen, so müssen wir alle, hoch und niedrig, alt und jung, uns leiten lassen vom Gedanken: **Ich diene!** und wir müssen einander achten, in jedem den Menschen, die Persönlichkeit respektieren.

Es sind Fragen der Menschenbehandlung, in deren Tiefe wir gehen müssen, dann kommen wir alle einander wieder näher.

Das Näherkommen ist heute das grosse Gebot, die dringende Notwendigkeit! —

Mir scheint, die Angelsachsen verstehen diese Dinge besser als wir; wir können von ihnen lernen. —

Der Engländer behandelt jeden Un-

tergebenen als Gentleman, der Untergebene schämt sich, wenn er sich in seinem Handeln nicht als solcher erweist. — Darauf gründet sich auch das Ansehen und die Autorität des englischen Police-man. —

Schlussworte.

Ritterlichkeit herrsche im Verkehrston auch dem Geringsten gegenüber; daraus entsteht die Veredelung, die aus dem Sumpfe heraushebt, die zur wahren Freiheit führt und vor allgemeiner Verknötung und vor Niedergang bewahrt.

Das sind die Gedanken, welche der Hass-Parole des Klassenkampfes entgegengesetzt werden müssen.

Das sind die Lehren, die ich aus dieser Zeit, aus meiner Lebenserfahrung ziehe, aus einer Tätigkeit, welche mich immerfort in engste Reibung mit meinen Mitmenschen brachte.

Sie können meiner Meinung nach nicht nur den Einsamen oder den Hochgestellten leiten, gelten nicht nur ihm. —

Jeder muss mitarbeiten, muss mitwirken, keiner ist überflüssig, keiner ist ungenügend. — Jedes gute Streben, jedes wahre, tapfere Wort bringt Segen, wenn nicht heute, so morgen, so in Jahren oder in Jahrzehnten. — Es wirkt heute vielleicht nur bei Einem, ein andermal und später, vielleicht durch den Einen, bei Tausenden. — Jeder kann, jeder muss Apostel sein, vor allem durch die Tat.

Nicht zweifeln, sondern glauben, hoffen, wollen! Ihr Junge vor allem! —

* * *

Und nun erlaubt noch ein Wort dem Schweizergesoldaten, dem militärischen Führer, den Ihr bisher so freundlich anhörtet.

Ich hoffe und glaube, dass die unerhörte Scheusslichkeit des Weltkrieges eine gewaltige Etappe sei auf dem Wege zum Völkerfrieden und dass der werdende Völkerbund ein Weg dazu sei.

Aber dieser Weg ist heute noch voll Gefahren und Klippen.

Europa ist noch ein brodelnder

Hexenkessel. Die Schweiz ist nach wie vor die Insel im brandenden Meere.

Unsere Idee hat uns bis heute vor dem Untergang errettet. Diese Schweizer-Idee bedeutet der Welt etwas, sie kann der Welt dienen, und die Welt will uns ja eine Sonderstellung einräumen und erklärt uns unverletzlich. —

Aber für diese Unverletzlichkeit müssen wir vorerst selbst sorgen.

Noch ist Sturm, noch droht von überall her, auch uns, Gewalt.

Gegen die haben wir unsere Idee zu schützen.

Dem dient unsere Wehrkraft. — Sie bedroht niemand. —

Wir müssen sie uns erhalten, bis bessere Zeiten eintreten.

Sie schütze unser Volk vor Verweichlichung, sie werde, mehr und besser als sie es bisher war, zu einer Schule republikanischer Solidarität.

Solche Wehr einst überflüssig zu machen, ist wohl ein hehres Ziel menschlicher Entwicklung.

Auf solchem Wege ist unser Heer kein Hindernis, denn es will nichts sein als der Hort unserer Freiheit.

So erblicke ich auch in unserm Schweizer-Wehrdienste ein Opfer, welches wir willig unserer Gemeinschaft zu bringen haben.

Bern, 15. Febr. 1920.

Oberstkorpskommandant Wildbolz.

Die Wand als Kanzel.

Dass Wände predigen können, ist mir so recht eigentlich erst in der letzten Zeit zum Bewusstsein gekommen, als ich die Beobachtung machte, dass die Plakatwände unserer Städte und in viel grösserem Masse noch die der deutschen Länder zu eigentlichen Stätten der Propaganda werden. Sie sind im Laufe der Zeit zu wirklichen Volkskanzeln geworden und es wird je länger je interessanter sie zu studieren. Da kann man sich ein getreues Bild des ganzen Kampflebens einer Stadt machen, sehen was und welche Fragen die Bevölkerung beschäftigen und welche geistigen Strömungen zur Zeit aneinander prallen. Früher waren die Plakatwände bloss Stätten kaufmännischer Propaganda und noch Orte da man ersehen konnte, wo und wann man abends der Lust und dem sinnlichen Behagen fröhnen konnte. Heute ist das viel anders geworden. Heute wird an den Plakatwänden gekämpft, gefochten, angeklagt und verteidigt, gelockt und gewarnt, gebeten und geflücht. Dichtung und Wahrheit stehen in buntem Mischmasch neben einander und kaum ist für den uneingeweihten zu sehen, wo die objektive Wahrheit aufhört und wo die Lüge beginnt. Der kleine Raum, auf den

solche Plakate zusammengedrängt werden und die Notwendigkeit in kurzen und knappen Worten die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden auf sich zu ziehen, hat manches bedenkliche, denn es wird dadurch die ganze Phrasenhaftigkeit und Schlagwort-Manie unserer Zeit noch gewaltig gefördert. Man gibt sich gar nicht mehr die Mühe, den Leser durch Beweise zu überzeugen, sondern schleudert ihm einfach in der sensationellsten Form eine Behauptung entgegen und hofft, dass er sich durch die Schlagworte werde fangen lassen. Wir wollen uns hüten solchen Versuchungen gegenüber und immer beim Lesen solcher Produkte suchen unsere geistige Unabhängigkeit zu wahren. Denn schliesslich ist doch auch alle Ueberzeugungskunst der Plakatliteratur nichts anderes, als politische Reklame und vor Reklame hat ein rechter Mensch zu allen Zeiten Zurückhaltung — woher sie auch kommen möge.

Indessen — es gibt noch eine andere Art, in der Wände predigen können — ich meine unsere Stuben oder, wie wir es im Studentenjargon nennen, unsere „Buden“. Da ist es auch ausserordentlich interessant zu sehen, was und welche Sachen ein Mensch sich über das

Bett hängt. Innerhalb welcher Bilder und Gegenstände er lebt und auch auf welchen Sachen sein Auge am liebsten ruht. Vor einiger Zeit machte ich einen Rundgang durch ein Haus in dem eine Menge junger Männer in grossen Schlafsälen beieinander hausen. Da konnte man schon aus den Bildern die über den einzelnen Betten hingen, sehen und erkennen, wes Geistes Kind der junge Mensch ist der darunter schläft. Da ist einer, dem sieht man an, dass er einen ausgesprochenen Familiensinn hat. Ueber seinem Bette hängen sorgfältig und in liebevoller Symmetrie aufgemacht, die Bilder seiner Eltern und Geschwister. Ein anderer — wohl ein lieber Junge vom Lande — hat über seiner Schlafstatt die Bilder von Haus und Hof aufgemacht. Da ist aber auch der andere, der lauter dumme Sachen aufhängt, Bilder wie sie auf den Kalandern der Warenhäuser zu sehen sind, loses Zeug — das auf geringe Gemüts-werte des Besitzers schliessen lässt. Ja — es ist wirklich wahr: die Wände predigen. Predigen dem der sie betrachtet und seine Schlüsse zieht auf den Charakter und den Geist des Einwohners. Sie predigen aber auch — und das ist wohl das wichtigste, — dem Bewohner selbst und unablässig. Was

sein Auge sieht, das geht mit der Zeit auch in ihn hinein und wird zu einem Teil seines innersten Wesens. Er wird **langsam umgeformt zu dem Bilde dessen, das er schaut**. Darum liegt eine solche grosse Bedeutung in dem, was wir in unsere Stuben hängen. Wer Besuche macht, braucht, noch ehe er die Bewohner gesprochen hat, bloss die Bilder in der Stube anzusehen und er ist schon orientiert. Es gibt in der Tat fromme Stuben, evangelische und katholische Stuben. Es gibt freisinnige Stuben mit vielen Schützenfesthelgen. Es gibt schmutzige Stuben mit hässlichen Bildern und unreinen Gedanken — es gibt heilige Stübchen, in denen einem sofort wohl wird, weil der Geist aus allem spricht und es gibt Stuben, die trotz aller Pracht kalt, frostig und leer sind und nie den Charakter des Warenhauses in dem sie gekauft worden sind, verloren haben.

Welcher Art ist deine Stube? Was predigt die Wand über deinem Bett?

Das ist eine Frage, die wir gar nicht leicht nehmen wollen, sagte ich doch vorhin schon, was der Mensch in seinem Leben täglich anschaut, das geht langsam in ihn über und bildet ihn um.

Ernst Amwerk.



Einiges aus der christlichen Studentenbewegung.

Liebe Jungschärfreunde! Ich möchte euch hie und da etwas berichten von unserer Christlichen Studentenvereinigung in der Schweiz (C. S. V.), denn auch ihre Mitglieder zählen zu der Jungschärf, die den Dienst für unsern Heiland sich zum höchsten Ziel gesetzt hat. Doch bevor ich auf allerlei Einzel-

nes eintrete, möchte ich euch diesmal kurz vor Augen führen, wie Gottes Geist in unserer Studentenwelt die Arbeit begonnen hat, und wie aus einem kleinen Funken ein grosses Feuer geworden ist.

Es gab nicht von jeher an unsern Universitäten Christliche Studentenvereinigungen, sondern die Christliche Studentenbewegung, wie sie heute vor uns steht, ist noch ganz jungen Datums.

Erst im letzten Viertel des vergangenen Jahrhunderts hat Gottes Geist einigen auserwählten Persönlichkeiten die Wichtigkeit einer christlichen Studentenarbeit gezeigt. Studenten sind dazu bestimmt, die führenden Persönlichkeiten im religiösen, wirtschaftlichen und politischen Leben zu werden. Wenn sie dabei Christen sind, so ist das für das ganze Volk von enormer Bedeutung.

Es mögen nun wohl 60 Jahre und mehr her sein seit der Entstehung der Christlichen Jünglingsvereine in unsern Landen. Ihr Aufblühen blieb natürlich auch für die Studentenwelt nicht ohne Bedeutung, sondern da und dort taten sich jetzt auch Studenten zu kleinern christlichen Gemeinschaftskreisen zusammen nach dem Vorbild der christlichen Jugend anderer Stände. Auch in Basel, meiner Vaterstadt, bildete sich ein solcher Verein. 7 Studenten und 6 junge Kaufleute kamen hier, zusammengerufen durch einen Herrn Jäger, am 11. II. 1883 zusammen zur Gründung eines „**Jünglingsvereins für gebildete junge Leute**“. Aber schon bei der ersten Aussprache sah man, dass es besser wäre, Kaufleute und Studenten zu trennen, und so entstanden am selben Tage der heute noch bestehende „**Verein christlicher Kaufleute**“, jetzt christl. Verein junger Kaufleute“, genannt, und der „**Verein christlicher Studenten**“, die heutige S. C. V. Die Mitgliederzahl der letztern stieg schon nach einem Jahr auf 19 und beträgt heute ca. 50. Aehnliche Vereinigungen entstanden auch in den übrigen Universitätsstädten der Schweiz, doch hatte man vorderhand noch keine Beziehungen miteinander. Erst seitdem seit dem Jahre 1897 jährlich eine Christl. Studentenkonferenz für die deutsche Schweiz in Aarau und seit 1895 eine solche für die welsche Schweiz in Ste. Croix abgehalten wurde, kamen auch diese Christl. Studentenvereinigungen in nähere Berührung miteinander. Ihr Hauptcharakteristikum war die Pflege christlicher Gemeinschaft durch gemeinsames Bibelstudium und Gebet in eng geschlossenem Kreise. Es waren wohl durchwegs gläubige Studenten, die sich

hier im Stillen zusammenfanden, von einer Arbeit der Vereinigung als solchen nach aussen unter den Mitstudenten war noch keine Rede. Aehnliche Verhältnisse bestanden teilweise schon viel früher in Deutschland und andern Ländern Europas.

Ein neuer Zug in diese Anfänge kam in den 80er Jahren, und damit beginnt die **moderne christl. Studentenbewegung**. Gottes Geist, der allein weiss, wann die Zeit gekommen ist, zeigte einigen christl. Studenten in England die Not ihrer Mitstudenten und überhaupt ihrer Mitmenschen und trieb sie an, so viel Kommilitonen als möglich zum lebendigen Heiland zu führen. Es erwachte der **Geist der Evangelisation**. Englische Studenten von der Universität Cambridge, der bekannte Professor Drumond und der grosse Evangelist Moody durften in England und Amerika ein Feuer anzünden, das bis in unsere Tage noch brennt, und so Gott will, nie aufhören wird zu brennen. Studenten, die Gottes rettende Gnade am eigenen Herzen erfahren hatten, fühlten sich verpflichtet, den Dank gegen ihre Retter durch Arbeit an ihren Mitstudenten zum Ausdruck zu bringen. Sie mussten es, sie konnten nicht anders. Aber nicht nur ihren Kommilitonen an den englischen Universitäten wollten sie helfen, sondern die ganze Welt sollte mit der „Frohen Botschaft“ erfüllt werden. „Gehet hin in alle Welt“, so tönte es wie Befehl in ihren Herzen, und Hand in Hand mit der Studentenerweckung, die jetzt begann, entstand eine **grosse Missionsbewegung mit der Devise: Evangelisation der Welt in dieser Generation**. Diese Devise ist nicht eine Weissagung, aber ein Ruf zur Tat, ein Ideal, der Ausdruck eines grossen Zieles. In England und Amerika bildeten sich bald **grosse Studentenmissionsbünde**, die Tausende von Mitgliedern zählten und von denen sich Hunderte zur Mission meldeten.

W. Schultze. (Schluss folgt.)

Jungchristliche Veranstaltungen.

Regensburg: Infolge der Grippe musste das in der letzten Nummer der

Jungschär auf die Woche nach Ostern angesagte Ferienlager in den Sommer verschoben werden (Juli). Genaues hofentlich in nächster Nummer.

(Auskunft: Sihlstrasse 33, Zürich).

Brunnersberg: Das Lager der Basler Jungchristl. Allianz wird, so Gott will, in der Woche vom 11—18. Juli auf Brunnersberg (Solith. Jura) stattfinden. (Auskunft: Nadelberg 6, Basel).

Die christl. Schülervereinigungen planen auf die Woche nach Ostern eine Jugendtagung in Möriken (Aargau) und

im Sommer ein Ferienlager. (Auskunft Dr. Otto Schreyer, Kasernenstr. 4, Bern)

Ebenso beabsichtigen verschiedene Jünglingsbünde vom Blauen Kreuz und die christl. Studentenvereinigung diesen Sommer Ferienlager und grössere Zusammenkünfte abzuhalten.

Wir bitten die betr. Organisationen der Red. der Jungschär Mitteilung und Voranzeige zukommen zu lassen, damit wir beide kurz aufnehmen können.

Ist es doch für uns Alle von Wert zu wissen, was „die Andern“ vorhaben!

Die Red.



Wie die Vereins-Pfadfinderei in der Schweiz anfang.

(Schluss)

Was nun folgt, habt ihr alle, die ihr Pfadfindergruppen gegründet habt, wohl auch mitgemacht, oder ähnliches, Einrichtung der Abteilung, Aufstellung des Instruktions- und Uebungsprogramms u. s. w. Aber eines hatten wir vor euch voraus. Wir hatten noch keine Uniformsorgen. Die Einkleidung sollte zuerst erfolgen, wenn wir nicht mehr „Weichfüsse“, sondern wirklich Pfader wären.

Die ersten Instruktionsstunden brachten grosse Mühe. Zu was all das Zeug da lernen, das Morsealphabet, das so sinnlos ist, dass man nicht hinein, geschweige drauskommt, und zu was all die dummen Knoten und Schlingen? Erst die Uebungen lehrten uns deren Wert. Oh, waren die manchmal lustig! Noch muss ich lachen, wenn ich an unser recontre mit der Polizei denke, die absolut nicht verstehen konnte, weshalb und wozu wir wie Katze und Maus durch die Gassen hintereinander herschlichen und geheimnisvolle Kreidezeichen auf den Trottoirs anbrach-

ten. Oder das Entsetzen der Mütter, als berichtet wurde, wir mieden auf unsern Exkursionen prinzipiell die gebahnten Wege und kröchen durch dick und dünn. Nun ja, die Kleider sahen dann auch meistens schön aus. In voller Kleidung durch die Arve waten machte riesigen Spass. Nicht minder in tobender Gewitternacht in der „grotte aux fées“ auf blossen Sandboden zu „schlafen“.

Ostern 1912 gabs ein erstes 5-tägiges Pfaderlager in Sevrax (Savoyen). Unterkunft: eine zügige Baracke auf Bergücken. Wetter: Regen und Schnee. Trotzdem eine Stimmung, als hätten wir erst jetzt die wahre Schönheit der Jugend entdeckt. Lagerbetrieb wie heute noch üblich, bloss eines habe ich seither nicht wieder gefunden — unsere „sermons sur la montagne“, „Bergpredigten“, wie die Jungen es nannten, d. h. die Sitte, dass des Abends zwischen Nachtessen und Lichterlöschchen die nicht mit der Aufsicht betrauten Führer regelmässig bald mit einem, bald mit mehreren auf Weide und Flur verschwanden zu traulicher Zwiesprache über die grossen Lebensfragen. Ausgehend von dem, was wir tagsüber am Jungen an

Gutem und Ungutem beobachtet, suchten wir ihnen zu helfen im Kampf um Charakter und Glauben. Das waren weihenvolle Momente, die uns mehr verbanden, als alles Gesetz und alle Autorität. Noch vor kurzem hat mich einer (nach fast 7 Jahren) an einen solchen „sermon“ erinnert.

Am Lager besuchten uns dann am Ostermontag unsere leitenden Sekretäre, die Herren Sautter, Generalsekretär unseres Weltkomitees und Geisendorf vom Genferverein. Was sie da in der Praxis sahen, muss sie ermutigt haben, denn treulich standen sie uns fortan zur Seite und haben ihr mögliches für die Pfadfinderei getan. Im April erschien der erste gedruckte Artikel in der Genf. Ztg. „l'A. B. C.“ und bald darauf in christlichen Vereinsblättern. Unter tätiger unermüdlicher Mitarbeit von Herrn Sekr. Geisendorf, kam das Genfer Komitee zustande. Herr Breitenbücher, damals Präsident der Jugendabteilungen Genfs,

entwarf unser heute so bekanntes und sinniges Pfaderabzeichen, die gespannte Armbrust, echt schweizerisch und „allzeit bereit.“

Nun war der Stein im Rollen. Im selben Sommer wurde am internationalen Sekretärsferienlager in Le Sentier am Lac de Joux ein kurzer Pfaderkursus gegeben, und damit die Anregung noch weiter in unsere Vereinskreise hineingetragen. In Basel begann Freund E. Hermann in der Stille, seinen heute unter Pfarrer Anstein so blühenden Rheinbund und im Zürcher Glockenhof regte es sich auch.

Das weitere kennt ihr, es ist Lokalgeschichte der Pfadfinderei und damit hört das auf, was ich erzählen sollte: nämlich die ersten Anfänge der schweizerischen Vereinspfaderei im Jahre 1912.

Allen heutigen Pfadern ein herzliches Allzeit bereit!

W. Gottsched.

Ums Lagerfeuer.

Der Pfadfinder und das Jassen.

Ein weitverbreitetes Spiel ist das Jassen. Die Spielkarten regieren alle Volksklassen und Alter.

Kaum sind die Buben etwas mehr als ein Jahrzehnt alt, fallen sie, wenn sie einerseits nicht sorgfältig erzogen, anderseits nicht Herrscher über sich selbst sind, diesem Blödsinn in die Hände. Später können sie davon nicht mehr lassen. Das Jassen bringt einem dazu, dass man in die Wirtschaften geht, mit Rauchen, Trinken und Jassen in schlecht gelüfteten Lokalen die Zeit totschlägt und dabei seine Gesundheit schädigt.

Es ist traurig, wenn es sogar Pfadfinder gibt, die das mitmachen. Meine Meinung ist, dass das Jassen ein Spiel sei, das oft zuletzt zum Verderben führt. Würde sich jeder, bevor er das Jassen lernt, mit klarem Verstand überlegen,

was ihm eigentlich die ganze Sache nützt, dass das nur schadet, Zeit und Geld raubt.

Gerade der Pfadfinder, der sich vorgenommen hat, so feine Grundsätze auszuüben, sollte daran denken, dass es heisst: Der Pfadfinder übt strenge Selbstzucht. Unter diesen Punkt des Pfadfindergesetzes liesse sich bringen, dass wir nichts zu schaffen haben mit diesem blöden Spiel.

Nehmt von nun an, statt der Karten, ein schönes, lehrreiches Buch hervor, das wird euch mehr nützen.

Rudolf Egli, Pfadfinder,
Glockenhof, Zürich.

Wer meldet sich weiter zum Wort?
Einsendungen an: Fr. Bernet, Feldmeister, Glockenhof, Sihlstr. 33, Zürich.

SPRECHSAAAL

«Dem freien Mann das freie Wort»

Ohne Verantwortung der Redaktion

Politik und Gottesreich.

(Schluss)

Ist es aber vielleicht nicht doch so, dass wir einen grossen Einfluss auf die Politik gewinnen können, dass wir vielmehr mit einer christlichen Partei, als wie bisher ohne eine solche erreichen können, dass das Rechte getan wird? Wenn wir das glauben, dann glauben wir es darum, weil wir unserem Tun und unserem Politisieren mehr zutrauen als dem Geiste Gottes, der da hinwehet, wohin er will. (Man vergleiche hiezu den Aufsatz von J. Stutz in der „Glocke“ vom Oktober 1919 „Der verlassene Weg“.) Was nützen die guten Gedanken einer Partei, wenn die andern zugenagelte Köpfe haben? Es kommt nicht darauf an, dass wir in der Schweiz eine Partei haben, die für das Rechte sieht, sondern darauf kommt es an, dass die ganze Schweiz sauerteigartig durchsetzt ist, und immer mehr von solchen durchsetzt wird, die einen Glauben des Elias haben, auf dessen Gebet hin drei Jahre lang kein Regen mehr fiel, darauf kommt es an, dass wir alle Menschen werden, die mit ihrem Glauben Berge versetzen können, und die beten können wie Elias.

Es gibt jetzt viele in unserem Lande, die von dem neu gewählten Nationalrat alles erwarten, gleichsam das Heil unserer ganzen Schweiz erwarten. Nun aber ist es nicht unsere Regierung, die unserem Lande das Heil bringt, sondern Gott allein, und unsere Schweiz wird umsomehr ein Teil des Gottesreiches sein, je mehr wir selber Gottesreichsmenschen geworden sind. Es gibt ein altes lateinisches Sprichwort, das eine tiefe Wahrheit in sich birgt: „*Helvetia deo regitur et hominum confusione*“, das heisst auf deutsch: die Schweiz wird

durch Gott regiert und durch die Konfusion der Menschen.

Es möchte nun aber vielleicht einer sagen, ja sieh mal, wenn wir Christen uns nicht zusammenschliessen zu einer Partei, so können wir auch nicht in die Regierung gewählt werden. Wollen wir also in der Regierung mitsprechen, so müssen wir uns notwendigerweise auch politisch organisieren. Aber nicht wahr, Gerechtigkeit soll der oberste Leitsatz aller Politik sein? Nun ist es aber mit der Gerechtigkeit im gesamten Parteileben ziemlich schlimm bestellt. Wieso das? Vor dem Gesetz sind alle Bürger gleichberechtigt, jeder darf wählen und jeder kann auch in die Regierung gewählt werden. Ganz ohne Ausnahme, jeder. Wirklich? Jeder ohne Ausnahme? Da ist der grosse Hacken unserer Parteigerechtigkeit. Nach wirklicher Gerechtigkeit, nach einer Gerechtigkeit, wie sie auch das Reich Gottes fordert, sind tatsächlich alle ohne jede Ausnahme in die Regierung wählbar. Nach der Gerechtigkeit aber, wie sie durch die Parteien Wirklichkeit geworden ist, ist nur der wählbar, der sich einer Partei angeschlossen hat. Welches ist nun die höhere Gerechtigkeit? Offenbar die Gerechtigkeit des Reiches Gottes, nach der wirklich alle, auch die, die nicht einer Partei angehören, die nicht Parteimitglied sind, in die Regierung gewählt werden können. Durch einen einzigen Zusammenschluss aller Menschen zielt also das Reich Gottes darauf ab, die Parteien zu überwinden, es zielt darauf hin, jedem wirklich das Seine zukommen zu lassen, nicht nur wie bis jetzt bloss denen, die sich politisch organisieren. Ja, das ist eines der grossen Ziele des Reiches Gottes, die Auflösung aller Parteien, indem es darauf ausgeht, eine Herde und einen

Hirten zu schaffen. Es ist darum, wie mir scheint, unsere Pflicht als Christen, uns nicht in eine Partei hineinzubegeben, sondern danach zu trachten, uns geistig über alles Parteiwesen zu erheben, dass wir nicht darin, sondern darüber stehen. Seien wir Christen darum einmal grundehrlich und aufrichtig, bis ins tiefste unseres Wesens und postulieren wir mit all unserer Kraft die Gerechtigkeit des Reiches Gottes, die höher ist als die jetzige Gerechtigkeit. Protestieren wir gegen eine Gerechtigkeit, die wohl einen Grossteil unseres Volkes von der Regierung ausschliesst. Protestieren wir dadurch, dass wir nicht teilnehmen an dieser Ungerechtigkeit. Seien wir einmal etwas radikal, wir für gewöhnlich so lauen Christen, und stellen uns in Wahrheit zum Reiche Gottes, aber nicht nur im Innern. Bekennen wir uns einmal mit aller Macht zu dessen Zielen, zu seiner heiligen Gerechtigkeit.

Es will nun aber scheinen, dass mit diesem: „Hände weg von der Parteipolitik“ sich die Pflicht des Christen gegenüber der Politik erschöpft habe. Keineswegs. Soll der Christ Politik treiben? Das vorangegangene ist eine energische Verneinung dieser Frage, nun aber gibt es ein ebenso energisches Ja darauf.

Es ist die Pflicht jedes Christen, sich höchst aktiv an der Politik seiner Zeit zu beteiligen. Nicht so, dass er sich nur äusserlich aktiv in die Parteipolitik hineinstürzt, sondern so, dass er mit mitleidsvollem Herzen all das in sich aufnimmt, was in seinem Volke alles vorgeht. Dass er an keinem Schaden und an keinem Guten seines Volkes und seiner Zeit achtlos vorbeigeht, sondern dass er es sieht mit Augen der göttlichen Liebe, dass er es in sich aufnimmt und es innerlich verarbeitet vom Gottesreichsstandpunkt aus. Und dass er dann hingeht mit all dem was anders werden muss in unserm Volke, hingeht vor Gott, dem Vater unserer selbst und dem Vater unseres ganzen Volkes und wie Moses betend vor Gott ringt, ob er nicht doch ein Einsehen haben wolle

seinem Volke zu geben was es bedarf. So soll der Christ Politik treiben. Was gilt es, wenn jeder unseres ganzen Volkes, der sich Christ nennt, so Politik treibt, es wird bald anders werden in unserm Schweizerhaus. Aber freilich, so Politik zu treiben, ist nichts leichtes. Es erfordert mehr Kraft und Anstrengung, als durch Ausfüllen eines Wahlzettels für einige Abgeordnete. Aber wir haben dann auch an unserm Platze die fröhliche Zuversicht, so geht es vorwärts, besser und solider als durch einen noch so guten und vollständigen parteipolitischen Zusammenschluss.

Nun erhebt sich aber zum Schluss noch eine Frage. Heisst es nicht in einem Sprichwort: „Das eine tun und das andere nicht lassen“. Sollen wir nicht, wie oben zu zeigen versucht wurde, Gottespolitik treiben und daneben aber doch am Parteileben unserer Zeit teilnehmen? Ich habe mir schon mehrmals ernsthaft die Frage vorgelegt, ob ich nicht, sei es da oder dort in eine Partei eintreten solle. Noch nie aber kam ich dazu, zu dieser Frage so rasch einen ablehnenden Standpunkt einzunehmen, wie gerade bei der Frage eines Beitrittes in eine evangelische Partei. Warum dies? Ich glaube, der evangelische Name darf nicht in eine Partei und in eine Parteipolitik eingespannt werden. Das Evangelium wird dadurch zu etwas erniedrigt, mit dem man eben, wie mit andern Standpunkten, auch Politik treiben kann. Das Evangelium ist aber viel zu hoch und zu heilig, viel zu rein und zu erhaben, als dass wir kleinen Menschen es auch in die Parteipolitik hineinziehen dürften. Tun wir es aber, so wird der evangelische Name erniedrigt, denn dadurch erlangt jede andere Partei das unausgesprochene Recht, das Evangelium als eine politische Ansicht zu behandeln, die im besten Falle ebensoviel Wert hat oder noch weniger (Vertreterzahl) als seine eigenen Parteigelübde. Das darf aber nicht sein, denn das Ziel des Evangeliums ist es, die Parteien zu überwinden, und nicht, auch nur dem Namen nach, sich ihnen zu unterwerfen.

Darum: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit, so wird euch alles andere zufallen.“
Dr. C. B.

Manche unter uns werden gewiss den obigen Gedanken mit Interesse gefolgt sein. Interessant wäre nun, das nächste Mal ihre Meinung an dieser Stelle zu lesen.
R e d.



Kino.

Der ältere: Wo warst du gestern den langen Nachmittag? Hat dich die herrliche Pracht der Natur so in ihren milden, besinnlichen Bann geschlagen, dass du den Heimweg verschobest bis zum ersten Flimmern der Sterne? Ich weiss, du liebst solches sehr.

Der jüngere: Du täuschest dich. Und du würdest nie erraten, wo ich gewesen bin. Ich will es dir deshalb sagen: Im Kinematographentheater.

Der ältere: Das ist die neueste Anziehungskraft. Ich lese täglich die sensationellen Programme in den Zeitungen und sehe die Menschen mit febrilen Wangen vor den ausgehängten, schreienden Bildern stehen. Ich dachte, du würdest auf solch Geschmacklosigkeiten nicht hereinfallen.

Der jüngere: Aber erlaube. Geschmacklos? Wie kannst du urteilen, bevor du gesehen hast? Warst du je in einem Kinematographentheater?

Der ältere: Nein. Aber, was deinen Ausspruch betrifft, man dürfe nicht urteilen, bevor man darin gewesen sei, so muss ich ihn entschieden zurückweisen.

Der jüngere: Ich darf nicht sagen, der Apfel schmeckt bitter, wenn ich nicht davon gekostet habe.

Der ältere: Aber wenn die Schale voller Würmer ist, so werde ich nicht in den Apfel beißen. Ich weiss, dass er schlecht ist, ohne hineingebissen zu haben.

Der jüngere: Das passt nur auf den Apfel. Erkläre dich deutlicher.

Der ältere: Mir drückte neulich im Vorübergehen der Reklameneger des Uniontheater ein Programm in die Hand. Ich nahm es ohne eigentlich zu wollen, und mein Blick fiel gerade auf folgende Nummer: Die Braut des Kapitäns, 3000 Meter lang. Ich will nicht davon reden, dass Kapitän mit zwei p gedruckt war, das kann ein Druckfehler gewesen sein, aber eine Braut, die 3000 Meter lang ist, bedeutet eine Geschmacklosigkeit.

Der jüngere: Das war nicht so gemeint. Der Film ist 3000 Meter lang.

Der ältere: Das weiss ich so wohl wie du. Aber es bleibt doch mindestens eine Geschmacklosigkeit des Stils. Hast du dir übrigens die Bilder am Eingang schon kritisch betrachtet? Sie sind perspektivisch verzeichnet, übertrieben, unwahrscheinlich, auf den sinnlichen Reiz, die Aufregung zugestutzt. Sie sind ekelhaft, geschmacklos.

Der jüngere: Du hast gewiss recht. Aber sind die Besitzer des Unternehmens nicht zu solchen Uebertreibungen gezwungen, um die blöde Masse anzulocken? Wenn die Leute etwas hören sollen, muss man schreien, sonst dringen die Laute nicht in die Ohren.

Der ältere: Pfui, wer der Menge schmeichelt. — Du gibst mir also zu, dass des Apfels Schale recht wurmig ist und darfst mir folglich nichts vorwerfen, wenn ich keine Lust habe in des Apfels Fleisch zu beißen.

Der jüngere: Doch, doch. Gehe einmal mit. Des Apfels Fleisch ist besser,

als seine Schale scheinen macht. Denke an die bittere Schale der Nuss, die einen süssen Kern umschmieg. — (Der ältere geht mit in den Kino). Nachher:

Der jüngere: Nun? Bist du überzeugt?

Der ältere: (schweigt).

Der jüngere: Nun?

Der ältere: Die vier stilistischen Schnitzer und zwei Druckfehler auf dem Zettel nur nebenbei erwähnt. Was stand auf unserem Zettel ganz unten?

Der jüngere: (liest) „Gutbesetztes Künstlerkonzert.“

Der ältere: Es war ein automatisches Klavier, dazu ein schauerhaftes Hammer- und Lärminstrument. — — Pause. —

Der ältere (fortfahrend): Was haben wir eigentlich alles gesehen? Mir brummt der Schädel vor lauter Eindringen. Es ging über meine Nerven. Ich habe keine deutliche Erinnerung mehr.

Der jüngere: Zwei Dramen mit tödlichem Ausgang. Vier Lustspiele zum Totlachen. —

Der ältere (unterbrechend): Also auch tödlicher Ausgang.

Der jüngere: Eine Reise auf den Philippinen, eine Fabrikbesichtigung und den Wochenbericht.

Der ältere: Und was von alledem hast du noch deutlich behalten, von alledem, was da vorbeiraste? Eben weintest du über eine lächerlich rührelige, psychologisch ganz unmögliche Sterbeszene, um im nächsten Augenblick dich, wie du selbst vorhin sagtest, „tot zu lachen“. Das begreife wer mag.

Der jüngere: Aber die wunderbar kolorierten Landschaftsaufnahmen von den Philippinen kannst du nicht tadeln.

Der ältere: Ich tadle nur, wo etwas zu tadeln ist. Diesen Film lasse ich bestehen. Und hier hat der Kinematograph gewiss eine grosse Aufgabe der Volksbildung und Volkserziehung. — Hierhin gehört auch unsere Fabrikbesichtigung. Man glaubte auf 10 Minuten wirklich dabei zu sein. Das Entsetzen der Eisenbahnschienen, vom ersten Glühen der Eisenmasse bis zum

Transport des fertigen Materials, war zweifellos lebendig, fesselnd und belehrend. Hast du übrigens bemerkt, wie sich das grosse Publikum dabei verhielt?

Der jüngere: Ich war zu sehr gefesselt vom Bilde, um auf die Leute zu achten.

Der ältere: Es wurde gesprochen und gehustet. Man freute sich, als diese Nummern zu Ende waren, und der sensationelle Film: „Ein doppelter Mord vorüber zu rasen begann.“

Der jüngere: Und der Wochenbericht?

Der ältere: Ich fasse nicht, wie du danach fragen kannst. Er war abscheulich.

Der jüngere: Wieso? Es waren Aufnahmen nach dem Leben.

Der ältere: Aber nun frage ich dich, was interessiert dich die Beerdigung eines französischen Fabrikdirektors? Was die Spazierfahrt des französischen Unterrichtsministers im Bois de Boulogne?

Der jüngere: Ich fange an unruhig zu werden.

Der ältere: Der Kinematograph ist ein Bild unserer Zeit. Es muss immer rascher, immer rasender Bild an Bild vor den lüsternen Augen vorbeifliegen ohne das ruhige Wort des Dichters, stumm, mit übertriebenem Mienenspiel. Es mag ja vielleicht die Zeit kommen, wo der Kinematograph ganz im Dienste idealer Zwecke stehen wird, z. B. beim naturwissenschaftlichen Unterricht in der Schule, oder um Interesse für die gewaltigen Aufgaben der Mission zu erwecken. Aber so lange dies nicht der Fall ist, wirst du mich nie wieder in ein solches Theater bringen. Als ich klein war, betrachtete ich stundenlang alte, gemütliche Holzschnitte, und meine Phantasie belebte die gutmütigen Figuren, dass ich ganz deutlich verstand, was sie mir verrieten, und sah, wie sie mit mir lachten. Mit dem papierernen Götz von Berlichingen meines Puppentheaters konnte mich die Mutter zur Ruhe bringen, wenn ich unartig

war, so fürchtete ich seine zornig erhobene Rechte aus Papier.

Wahrlich, der jugendliche Geist ist reich genug, aus seinem eigenen Innern wunderbare Bilder nach aussen zu senden. Man macht es ihm jetzt bequem. Die Bilder rasen aussen vorbei, er braucht sie nur in sich hineinzuschlingen. Aber, wie arm, wie bitterarm, bleibt er doch dabei. Komm, ich höre

einen späten Vogel im Garten singen,
mich verlangt nach seinem leisen Flö-
ten. Komm, ich sehe die goldenen
Zweige des herbstlichschwermütigen
Kastanienbaumes über die weisse Gar-
tenbank hängen in ruhiger Pracht, mich
verlangt ihn anzusehen in seiner Schöne.

Der jüngere (mit verhaltenem Jubel): Du bist so reich.

(Aus: Ph. Krämer: Sei ein Mann. Abdruck mit
frdl. Erlaubnis des Verfassers.)

Vom Standpunkt der Redaktion.

Die Abonnentenzahl unserer Jungschar ist heute eine recht erfreuliche. Wenn unser Blatt aber wirklich das Blatt der Jungen werden soll, so brauchen wir noch mehr Abonnenten. Je mehr Abonnenten wir haben, desto reicher können wir das Blatt illustrieren. Je mehr Abonnenten wir haben, desto häufiger können wir unser Blatt durch Lieder und andere Beilagen bereichern.

Drum: Ihr Freunde! Werbt neue Abonnenten für unser Blatt!

Wer selbst Abonnent ist und dem Verlag drei neue Abonnenten zuführt, hat das Recht auf unsere **Gratisprämie**; und zwar hat er die Wahl zwischen 2 schönen Büchern, entweder: **Vom Bürgertum im Himmel**, von Prof. Gerh. Heinzelmann (ein Band packender, tiefer Predigten). Ladenpreis: Fr. 6 20 oder:

Sheldon. In seinen Fusstapfen — ein feines Büchlein für Jesusjünger. Ladenpreis: 5 50.

Bei Aufgabe der 3 neuen Abonnenten an den Verlag Kober (Schlüsselberg 3, Basel) ist mitzuteilen, welches der zwei Bücher gewünscht wird. Es wird dann sofort gratis zugestellt werden.

Den Mitarbeitern unserer Jungschar

teilt die Redaktion mit, dass das Honorar für Originalbeiträge (selbstverfasste und nicht bereits anderswo erschienene Beiträge) 3 Fr. für die Druckseite beträgt. Die Honorare werden nach Schluss des Erscheinens und quartalweise angewiesen werden.

Druckfehlerberichtigung.

In No. 2, Seite 17 oben im Gedicht „Alles um Liebe“ muss es heißen: 6. Zeile: Stimmlin statt Blümlein; 8. Zeile: scheu statt schön.

Bücherbesprechungen.

Im Fricke-Verlag, Berlin, sind erschienen:
Philipp Krämer: Ernst Ludwig Zwingenberg:
 der Roman einer Kindheit (4.—10. Aufl.,
 M. 3,60 Pf.)

M. 3.60 Pf.) Wir sind gewohnt, wenn wir von Jugend-Romanen reden, uns in die Welt der Abenteuer hineinzuversetzen, die ausgefüllt ist mit schönen und schrecklichen Wundern und Märchen. Nichts von dem finden wir in diesem Buche. Ein natürliches Werden und Leben, ein gesundes, berechtigtes Fragen und Sehnen nach Leben im wahren Erden- und Himmelsglück eines gleich zarten wie trotzigen Buben tritt uns da entgegen. Und doch ist die Geschichte so voll echter Jugendromantik, dass wohl jeder Junge, wenn er recht in die schlichten Stellen dieses Jugendparadieses hinein- sieht, ein Stück seines eigenen Werdeganges vorfinden wird. Ich möchte dieses „Hohelied der Kindheit“, wie es einer nannte schon um der überaus feinen, kräftigen und poetischen Sprache wegen allen Jugendlichen wie Jugendfreunden herzlich empfehlen. P. R.

Vom gleichen Verfasser: Begegnungen,
Novellistische Studien. (M. 1.50).

Wenn Krämer's Kindheitsroman: Ernst Ludwig Zwingenberg allgemein empfohlen werden dürfte, so kann dies m. E., was seine „Begegnungen“ anbelangt, nur mit einem Vorbehalte getan werden. Für manchen wird es vorerst schwierig sein, den Kerngedanken dieser Studien richtig zu erfassen. Sie sind nicht nach methodischen Grundsätzen der Psychologie aufgebaut, schildern uns aber mit einer ergreifenden Spannung das Seelenleben intellektueller junger Leute. Keine „gemachte“, sondern lebendige und wahre Religiosität sprudelt aus diesen Novellen hervor. „Aus ewigen Quellen gespeist“, diesen Anspruch braucht Krämer einmal in der: „Die Heimreise“, welches Wort ich über diese kurzen Studien überhaupt setzen möchte. Wer Ähnliches erlebt, wer nur einmal eine leise Ahnung von der durchschlagenden, sich an nichts binden lassenden herrlichen Gnade und Gaben Gottes empfängt, kann vielleicht den „reichen Jüngling“ verstehen, der zuletzt in den Ruf ausbricht: „Veni creator spiritus!“ (Komm! du neuschaffender Geist!)

Herausgegeben vom Jugendkomitee C. V. J. M. der deutschen Schweiz.
Verantwortlich: Dr. W. Gottsched, Basel.

DIE JUNGSCHEAR

Organ der evangel. Jugend der deutschen Schweiz

Redaktion: Walter Gottsched, Dr. phil., Sekretär, Basel, Nadelberg 6

Verlag: Kober, C. F. Spittlers Nachfolger, Basel, Schlüsselberg 3

Erscheint monatlich

Der Abonnementspreis auf die Jungschar beträgt für: Einzelabonnements Fr. 3.80; bei Bezug von 10 Exemplaren an eine Adresse Partiepreis Fr. 3.-; Einzelne Nummern 40 Cts.
Einsendungen für den Textteil sind ausschliesslich an die Redaktion, Basel, Nadelberg 6 zu richten.
Abonnementsbestellungen, Inserate, Adressänderungen, ausschliesslich an den Verlag Kober, Schlüsselberg 3, Basel.

1. Jahrgang

Nr. 4

15. April 1920

Wir überwinden!

Wir überwinden durch den der uns
 liebet,
Wir überwinden durchs Blut unseres
 Herrn!
Er hat gesiegt und den Sieg er nun
 giebet,
Dem der ihm folgt, vertraud und gern.

Wir überwinden! Nicht wir sind's die streiten,
In seine Gnade sind ganz wir gehüllt —
Stürmt auch der Feind an uns von allen
Seiten,
Jesus ist Sieger, ist Brustwehr und
Schild!

Wir überwinden! Es kann uns nicht scheiden
Hohes noch Tiefes, nicht Leben noch Tod,
Angst nicht, noch Trübsal, Gewalt nicht, noch Leid
Von deiner Liebe, o Herr, unser Gott!

Nach Röm. 8. 35–39.



Frühling am Vierwaldstättersee.

(Phot. Th. G.)